

Internationaler Stefan-Heym-Preis der Stadt Chemnitz 2017**Laudatio für Joanna Bator****von Marta Kijowska***Es gilt das gesprochene Wort.*

Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin,
Liebe Mitglieder des Kuratoriums,
Meine Damen und Herren,

ich vermute, mit dem Namen Waldenburg haben die wenigsten von Ihnen irgendwelche Assoziationen. Höchstens, dass es eine Stadt ist, die in Schlesien liegt und heute einen polnischen, zungenbrecherischen Namen hat. Ich kenne sie offen gesagt, auch nicht, stelle sie mir aber als keinen besonders schönen Ort vor. So geht es wahrscheinlich auch jedem anderen, der die Romane von Joanna Bator liest. Und doch wäre man fast enttäuscht, wenn der Schauplatz ihrer Bücher eines Tages anders hieße. Denn dieses Waldenburg das sie in ihrer Prosa zeichnet, möchte man als Leser immer wieder erleben. Sie selbst sieht es offenbar genauso, ja sie behauptet sogar, sie könne gar nicht anders, als nach Walbrzych, wie es heute heißt, wo sie geboren ist und achtzehn Jahre verbracht hat, ständig zurückzukehren. In ihrer Jugend hatte sie es gehasst und fluchtartig verlassen, doch als sie Jahre später in Japan lebte, erschien es ihr aus dieser weiten, so völlig fremden Perspektive plötzlich ganz anders – nicht mehr als die triste schlesische Industriestadt, deren deutsche Vergangenheit sie abwechselnd abschreckte und zu gewagten Träumen verleitete, sondern als ein dunkler Zauberort, dessen Geheimnisse nur darauf warteten, entdeckt und erzählt zu werden. Als sie zurückkam, war es nur noch eine Frage der Zeit, seine Magie in Worte zu fassen, die bislang benutzte Sprache der Wissenschaft zu verlassen und sich in eine Erzählerin zu verwandeln.

So in etwa muss man sich die schriftstellerischen Anfänge von Joanna Bator vorstellen – und damit die Vorgeschichte ihres Erstlings *Der Sandberg*, eines Romans, der bei seinem Erscheinen in Polen und bald auch im Ausland für Aufsehen sorgte. Vieles in diesem Roman ist erfunden, doch seinen Handlungsort – einen Hügel am Rande von Waldenburg – gibt es wirklich. Die Deutschen haben ihn den Sandberg getauft, und so nennen ihn auch die Polen (nur auf Polnisch). Die einen hatten ihn nie bebaut hatten, und der Sand, aus dem der Berg bestand, diente ihnen zur Herstellung von Glas diente. Die anderen hingegen errichteten hier eine Plattenbausiedlung, die in den siebziger Jahren als Synonym eines besseren Lebens galt. Wer

hierher ziehen durfte, wurde als privilegiert abgesehen und allgemein beneidet. Es war die Zeit des sogenannten „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“, die Ära des Parteichefs Edward Gierek, der seinen Landsleuten ein wenig Freiheit und ein bisschen Luxus gönnte.

Von dieser Zeit eben erzählt Joanna Bator in ihrem Debütroman, in dessen Mittelpunkt drei Frauen stehen: Zofia, ihre Tochter Jadwiga und ihre Enkelin Dominika. Die letztere ist ohne Zweifel ein Kind dieser Zeit, doch gleichzeitig auch ihre strenge Kritikerin. Schon in der Schule gilt sie als Außenseiterin und Rebellin. Ihre engsten Freunde sind ein griechischer Immigrant und eine Lesbierin, und das Leben um sie herum erscheint ihr alles andere als erstrebenswert. Sie sieht die Hässlichkeit der Siedlung und die Provinzialität der Bewohner. Ihre Engstirnigkeit und Fremdenfeindlichkeit. Den offenen Antisemitismus. Und auch diesen besonderen Katholizismus konservativer Prägung, der im Falle der Frauen vor allem die Form einer fanatischen Marienanbetung annimmt.

Irgendwann wird Dominika auch gegen diese Frömmigkeit rebellieren und eine Liebesbeziehung mit einem Priester haben – zum Entsetzen ihrer Mutter, die von Natur ganz anders ist: Nach außen passt sie sich ihrer Umgebung an, in ihrem Inneren ist sie eine Träumerin. Als sie und ihr Mann eine Wohnung auf dem Sandberg beziehen, ist es für ihn die Erfüllung aller Wünsche. Sie aber träumt von einem anderen Leben. Von all dem Luxus, den es nur im Westen gibt, und von der wahren Liebe. Ihre schönsten Stunden verdankt sie der brasilianischen Fernsehserie Die Sklavin Isaura, die sie in eine fremde und doch sehr anziehende Welt entführt. Sie leidet zwar mit der schönen Sklavin, die einen Besitzer hat, der sie heiß begehrt und seine Zuneigung auf eine recht brutale Art zeigt, doch insgeheim träumt sie davon, auch mal so viel Leidenschaft zu erleben. (Solche Träume hatten übrigens offenbar viele Frauen im damaligen Polen, denn diese Fernsehserie mutierte zur erfolgreichen Sendung der späten Siebziger.)

Es ist erstaunlich, wie viele kleine Mosaiksteine Joanna Bator in diesem Buch zusammenträgt und wie gekonnt sie diese miteinander vermischt, um das Klima jener Zeit einzufangen. Dabei greift sie zwar oft auf eigene Erfahrungen zurück – sie ist dort, wie gesagt, aufgewachsen –, doch vor allem ist es ihre Erzählkunst, die den Sandberg zu einem ungemein eindrucksvollen Gesellschaftsroman macht. Ihr genauer Blick, ihr exzellentes Sprachgefühl und ihre Fähigkeit, diesem niederschlesischen Plattenbau-Mikrokosmos eine universelle Dimension zu verleihen. Letzteres erreicht sie nicht zuletzt dadurch, dass sie immer wieder in die Vergangenheit ihrer ältesten Protagonisten eintaucht. So kann sie dem Roman den Charakter einer Familiensaga geben und dafür sorgen, dass Dominika, die Hauptfigur, eines Tages ihre bis dahin geheim gehaltene Herkunft entdeckt.

Es ist der Tag, an dem im Haus ihrer Großmutter Zofia ein amerikanischer Historiker auftaucht. Er schreibt ein Buch über Holocaust-Überlebende, unter anderem über Ignaz Goldbaum, einen Flüchtling aus dem Warschauer Ghetto. Zofia hatte ihn während des Krieges monatelang versteckt und mit ihm ein Liebesverhältnis gehabt. Heute lebt er in Kalifornien, wo er die Erinnerung an die alte Heimat pflegt. Als sein Sohn David sich allerdings eines Tages aufmacht, um Polen kennen zu lernen, kann er weder dem Land noch seinen neuentdeckten Verwandten irgendwelche Qualitäten abgewinnen. Vor allem jedoch kann er sich nicht vorstellen, dass er mit diesem Land etwas gemein haben könnte.

Was bedeutet für einen Menschen der Verlust seiner Identität? Das ist eines der wichtigsten Themen dieses Romans. Und sobald man dies erkennt, beginnen diese ganzen sozialistischen Realien zu zerbröckeln, und der Sandberg bekommt einen Modellcharakter. Denn auch hier leben viele, die einst vertrieben und umgesiedelt wurden und die sich danach neu definieren mussten. Sie kamen aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten, die heute in Weißrussland oder in der Ukraine liegen, und gingen mit der Hinterlassenschaft der früheren, deutschen Bewohner nicht gerade zimperlich um. Es waren die Vertriebenen der ersten Stunde, und sie hatten allen Grund, über ihr Schicksal zu klagen und ihren neuen Lebensort nicht zu mögen oder gar zu hassen – wo ihre Wurzeln lagen, wussten sie aber genau. Für ihre Enkel hingegen gibt es nach Ansicht von Joanna Bator nur noch eine Möglichkeit, die eigene Herkunft zu rekonstruieren: Man müsse die inzwischen fehlenden Elemente erfinden, den bestehenden Spuren neue Bedeutung geben, die Zusammenhänge in sie hineininterpretieren. Und das tue man am besten, indem man alles genau aufschreibe.

Das war also Joanna Bators Erstlingsroman *Der Sandberg* – gut strukturierten, vielschichtig, temporeich, sprachlich brillant. Dass seine Hauptprotagonistin aus dieser engen Umgebung bald ausreißen würde, konnte man schon damals irgendwann ahnen. Vielleicht deswegen, weil man in ihr – zu Recht – das Alter ego der Autorin vermutete, der schon vor Beginn ihrer literarischen Karriere der Ruf einer ruhelosen Individualistin anhaftete. Eine promovierte Kulturwissenschaftlerin und Philosophin, die an Hochschulen von Warschau, New York, London und Tokio arbeitete, ihre Aufsätze und Essays in amerikanischen Zeitschriften publizierte und zwei Jahre in Japan verbrachte, entsprach selbst im postkommunistischen, schnelllebigen Polen nicht unbedingt der gängigen Vorstellung von einer durchschnittlichen Universitätskarriere.

Nun avancierte Joanna Bator auf einmal zu einer der ausdrucksstärksten Stimmen der neuen polnischen Literatur – und ließ auch ihre Leser auf die Fortsetzung der Geschichte Dominikas

nicht lange warten. Schon ein Jahr später hatte sie ihren Roman *Wolkenfern* fertig, in dem ihre Protagonistin tatsächlich dem Sandberg den Rücken kehrt und zu einer Nomadin wird. Auslöser dieser Wende ist ein schwerer Autounfall, den sie in Deutschland hat und nach dem sie in einer Klinik in der Nähe von München behandelt wird. Als sie aus dem Koma erwacht, weigert sie sich, in ihre Heimat zurückzukehren und erklärt die Reise, das Unterwegssein zu ihrer neuen Lebensform. „Bewegung und Veränderung“, schreibt Joanna Bator, „das Wissen, jeden Moment weiterziehen zu können, das war es, was Dominika brauchte, und sie verstand immer deutlicher, dass dieses Bedürfnis genauso ein Teil von ihr war wie die Narbe in ihrem Gesicht und die Erinnerung an den Unfall und den Geruch nach verbranntem Fleisch.“

Die literarische Folge von Dominikas Entscheidung ist eine rasante Odyssee durch ganz verschiedene Orte – von Bayern und Hessen über London und New York bis zu der griechischen Insel Karpathos. Endlich ist sie keine Außenseiterin mehr, denn die Menschen, denen sie begegnet, sind genau wie sie: sonderbar, unkonventionell, unangepasst. Eine Familienfreundin, die, mit einem bayerischen Schweinezüchter verheiratet, ihre Sehnsucht nach höheren Werten bei einsamen Waldspaziergängen auslebt. Ein Fotograf, der Angst vor dem Fotografieren hat, weil er auf den Fotos den Tod sehen kann. Ein Friseur, der seine sadistischen Neigungen in einem KZ, beim Abrasieren weiblicher Schamhaare befriedigen durfte. Oder die beiden „Teetanten“ spricht: zwei unverheiratete Schwestern, die ihre Schwäche für selbstgebrannte Spirituosen dazu nutzen, den Friseur mit Hilfe eines mit Mottengift gewürzten Likörs ins Jenseits zu befördern. Jeder von ihnen vertraut Dominika seine Geschichte an, und für jeden wird sie dabei zu einer Art Projektionsfläche. Denn – Zitat – „jeder, dem Dominika begegnete, behauptete, sie erinnere ihn an einen Menschen, den der Betreffende verloren hatte; das mochten Großeltern sein, erwachsene Menschen beiderlei Geschlechts, aber auch Kinder, die als Säuglinge gestorben waren. Es war so, als vereine Dominika als Person alle möglichen Ähnlichkeiten und wecke Sehnsucht nach dem, was verloren war.“

Dominikas Verwandlung ist etwas, was Joanna Bator gut aus eigener Erfahrung kennt. Sie kann sich genau an das Gefühl der Enge und Perspektivlosigkeit in der Jugendzeit erinnern. An den Fluchtreflex, den in ihr die erstickende Fürsorglichkeit ihrer Mutter auslöste. An das spätere Bedürfnis, unterwegs zu sein und in fremden Geschichten aufzugehen. In ihrer Heldin hat sie ein eigenes Abbild geschaffen, um zu zeigen „was es bedeutet, unterwegs zu sein, auf welche Weise die Identität eines Reisenden entsteht. Dominika baut und erzählt ihre Geschichte, indem sie anderen Geschichten begegnet.“ Denn die wichtigsten Begegnungen in diesem Buch finden nicht so sehr zwischen den Figuren, sondern zwischen den einzelnen Geschichten statt, die sich zueinander mal positiv, mal negativ verhalten. Wobei Joanna Bator auch zeigt, „wie Geschichten,

die von zwei verschiedenen Enden der Welt stammen, sich trotzdem sehr ähnlich sein können und wie das Unterwegssein dazu beitragen kann, das aus ihnen etwas Neues entsteht.“

Die einzelnen Figuren sind sich oft dessen gar nicht bewusst, wie stark ihre Geschichten ineinandergreifen, zumal die Phantasie der Autorin problemlos reicht, um bei dieser Reise in die utopische Chmurdalia, wie der Roman im Original heißt (von dem Wort chmura – Wolke) nicht nur diverse Orte, sondern auch verschiedene Zeitebenen miteinander zu verknüpfen. Überhaupt scheint Ihr Talent, Geschichten zu erzählen, vor allem einem Zweck zu dienen: den Leser auf eine turbulente Reise in Zeit und Raum mitzunehmen. Eine Reise, die sie in diesem Fall in einem großen, absurden Finale ausklingen lässt, in dem ein Hochwasser das schlesische Waldenburg, den Ausgangsort dieser utopischen Reise, heimsucht und alles vernichtet oder mit sich reißt.

Und damit niemand daran zweifelt, das es sich dabei nur um ein literarisches Spiel mit vielen nicht ganz ernst gemeinten historischen und mythologischen Anspielungen handelt, lässt die Autorin einen ebenso kostbaren wie heiklen Gegenstand als Leitmotiv fungieren: einen Nachttopf, den Napoleon auf seinem Rückzug aus Russland in einem polnischen Herrenhaus benutzt hatte. Die Leser und die Kritiker fanden die Idee amüsant, wobei die Letzteren ihr die raffiniertesten Interpretationen angedeihen ließen. Joanna Bator hatte aber für ihren Einfall eine ganz einfache Erklärung: Wenn sie auf Napoleons Nachttopf angesprochen werde, komme ihr sofort in den Sinn, was der japanische Autor Haruki Murakami gesagt habe, als er nach dem Schaf in seinem Roman Wilde Schafsjagd gefragt wurde. Er habe nämlich geantwortet, er habe keinen blassen Schimmer, woher dieses Schaf komme. Und ihr sei es genauso gegangen: Sie habe keine Ahnung, wie dieser Nachttopf in ihr Buch gefunden habe. Es sei ein Gegenstand, der völlig absurd sei, der alles und nichts bedeutet und der auf das Pathos der polnischen Napoleon-Legende anspielen solle. – Ein sehr glücklicher Einfall, wie ich finde, denn ironischer hätte diese Anspielung kaum ausfallen können.

An dieser Stelle eine kleine Anekdote über den Namensgeber des heutigen Preises: Wissen Sie, was Stefan Heym einmal über Ironie und Frauen gesagt hat? Ich zitiere: „Für Ironie haben Weiber kaum ein Gespür; die Weiber glauben, wenn sie was ernst nehmen, nehmen es die anderen auch ernst.“ In diesem Fall hätte er allerdings seine Behauptung gleich doppelt revidieren müssen...

Und schließlich Joanna Bators dritter Roman, Dunkel, fast Nacht, ein düster-groteskes Familiendrama und ein Kriminalroman in einem, für den sie mit dem renommierten polnischen NIKE-Preis ausgezeichnet wurde:

Die Figur, die diesmal an ihrer Stelle nach Waldenburg fährt, heißt Alicja Tabor und ist eine erfolgreiche Warschauer Journalistin. Sie hat in dieser Stadt ihre Jugend verbracht und kehrt dorthin zurück, um das Rätsel einer dreifachen Entführung zu lösen und eine Reportage darüber zu schreiben. Als sie allerdings in Waldenburg ankommt, kann sie ihren Fluchtreflex kaum noch unterdrücken. Der Ort weckt in ihr eine tiefe Abneigung und zugleich „jene Genugtuung, die sich einstellt, wenn man nach Jahren die Landschaft seiner unglücklichen Kindheit wiederentdeckt.“ Auch die Tatsache, dass sie in ihrem eigenen Haus wohnen kann, macht die Sache nicht besser. Es ist alt, steht seit dem Tod ihres Vaters leer, und sobald Alicja es bezieht, kriechen aus allen Ecken die alten Dämonen – Bilder und Menschen, die sie in der Kindheit gleichermaßen faszinierten und erschreckten: Das Schloss Fürstenstein mit seinen unterirdischen Tunneln, in denen ihr Vater vergeblich nach den Schätzen der Fürstin Daisy, der letzten Besitzerin, suchte. Der dunkle Garten, in dem sie unzählige Male Schutz vor ihrer geisteskranken Mutter suchte. Oder der Wald, in dem ihre geliebte Schwester Selbstmord beging: die unberechenbare, phantasievolle Ewa, die sie zärtlich Kamelin nannte und jeden gemeinsamen Tag zu einem Abenteuer machte.

Doch Alicjas Rückkehr ist nicht nur wegen der traumatischen Erinnerungen so qualvoll – auch in der Gegenwart passieren in der Stadt seltsame und bedrohliche Dinge. Zwei Kinder sind verschwunden, und es wird zwar nach ihnen gesucht, doch irgendwie zaghaft, halbherzig. Denn gleichzeitig scheinen die Bewohner, von denen die einen in einem verunglückten Bergmann einen Heiligen sehen und die anderen einen selbsternannten Propheten verehren, in einer kollektiven Trance zu verharren.

Erst die Entführung des dritten Kindes bewirkt, dass die aufgestauten Emotionen sich Bahn brechen. Es ist eine der Stellen, an denen Joanna Bator sich wieder einmal als eine Schriftstellerin erweist, die es meisterhaft versteht, jene Momente festzuhalten, in denen Stimmungen kippen und verdrängte Traumata in unkontrollierbare Ausbrüche von kollektivem Wahnsinn umschlagen. In denen also die „Katzenfresser“, wie das Böse von Alicjas Schwester genannt wurde, aus allen Ecken kriechen und ihr zerstörerisches Werk treiben. „Sie nehmen jedes Mal eine andere Gestalt an, Kamelin“, behauptete sie. „Sie sind zäher als Kamele, stärker als Nashörner. Gefräßiger als der Menschenfresserhai. Sie bleiben da und fressen. Sie dringen durch die Wände, in den Körper, und wenn sie erst mal drin sind, sorgen sie dafür, dass alles verfault.“

Am Ende, als der Fall der verschwundenen Kinder geklärt ist, zeigt sich, dass menschliche Dummheit genauso im Spiel war wie Gier und Grausamkeit. Alicja nimmt an dieser Aufklärung energisch teil, doch sie ist auch am Schicksal anderer Stadtbewohner interessiert – vor allem an dem ihres unmittelbaren Nachbarn, „eines traurigen, einsamen Mannes mit Fliegermütze, der nur

lächelte, wenn er Geige spielte“. Und jedes Mal, wenn man glaubt, die Handlung würde sich langsam dem Ende zuneigen, wartet Joanna Bator mit einer weiteren Figur und einer neuen Geschichte auf. Nur so könne sie erzählen, behauptet sie, so lebe sie in dieser Welt. Sie mache sie sich gefügig durch solche kleinen Geschichten eben, solche Mikroerzählungen.

Manchmal sagt sie aber noch etwas anderes: Während ihrer eigenen Reise durchs Leben habe sie nämlich erkannt, dass ihre Erzählweise etwas mit Polen zu tun habe. Dass nur in diesem Land ihre private Mikrogeschichte und die Mikrogeschichten anderer Menschen auf eine Weise ineinandergreifen würden, die sie nirgendwo sonst finde.

Dem sollte ich jetzt wahrscheinlich etwas über die Magie der eigenen Sprache hinzufügen, doch zu Dunkel, fast Nacht passt es irgendwie nicht. Denn dieser Buch handelt auch, wenn nicht gar vor allem, von dem allgegenwärtigen Missbrauch der Sprache. Von der die Primitivität und Idiotie der verbalen Schlachten, die heutzutage auf der Straße, in den Medien und im Internet ausgetragen werden und die Joanna Bator sowohl in ihre Narration einfließen lässt als auch in Form von drei, jeweils mit „Schwall“ überschriebenen Intermezzi nachahmt. Es sind meist völlig sinnlose Hasstiraden gegen Andersdenkende oder Schwächere, die von Alicja dennoch gelesen werden, weil sie dort nach Hinweisen sucht, die sie bei ihren Recherchen weiterbringen könnten. Und die diesen erstklassigen, teils als Krimi, teils als Grotteske gestalteten Roman umso lesenswerter machen, als sie die Realität im heutigen, von Jaroslaw Kaczynski und seiner PiS-Partei regierten Polen bestens wiedergeben.

Ihrer Hauptfigur hat Joanna Bator übrigens diesmal einen Namen gegeben, der leicht als Anagramm ihres eigenen zu dechiffrieren ist. Trotzdem wagt man kaum, in Alicja Tabor ihr Alter Ego zu vermuten. Allerdings leugnet sie nicht, dass sie auch mit dieser Protagonistin vieles verbindet, zumal sie in Alicja die Erwachsenenvariante von Dominika aus Sandberg und Wolkenfern sieht. Und diese tue genau das, was sie selbst getan habe: Sie entferne sich von ihrem Heimatort und wandere durch die Welt, doch sie mache es nur, um danach die Kraft zu haben, dorthin zurückzukehren. Denn im Grunde schreibt Joanna Bator ständig die Geschichte einer und derselben Frau, die sich zusammen mit ihr entwickelt und verwandelt.

Und schließlich: Wenn sie mit dem Schreiben eines Romans beginne – sagt sie über ihre Arbeitsweise –, sei alles schon in ihrem Kopf fertig: die Geschichte und die Form, in der sie erzählt werden soll. Sie müsse ihre Sprache gar nicht erst konstruieren – sie sei da und fließe nur so vor sich hin, sodass sie selbst beim Schreiben ein geradezu sinnliches Vergnügen empfinde. Das glaubt man ihr sofort und staunt dennoch immer wieder über ihr literarisches Können. Darüber,

wie viele Details sie zusammenzutragen und wie stilsicher sie mit ihnen zu jonglieren weiß. Über ihre sprachliche Meisterschaft, die in den Übersetzungen von Esther Kinsky und Lisa Palmes auch auf Deutsch voll zur Geltung kommt. Über ihre raffinierte Erzählperspektive, in der sich Beobachtungsgabe mit Distanz, Empathie mit Ironie vermischen und die jeden Schritt ihrer Protagonisten und jede Handlungswendung nachvollziehbar machen. Und nicht zuletzt über ihre Fähigkeit, ihre eigenen Erfahrungen, so unerfreulich oder gar schmerzhaft sie manchmal sein mögen, in ein Stück erstklassiger Literatur zu verwandeln.

Ich hoffe, liebe Joanna, dass Du es noch viele Male tust, und gratuliere Dir ganz herzlich zu diesem Preis.